

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner-Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pomm. Genossenschaftsblattes Kaiser-Wilhelm-Str. 1, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 7.

Auflage

Stettin, im Juli 1922.

14 700

11. Jahrg.

Änderung in der Zustellung der „Pommerschen Heimat“.

Unseren unmittelbaren Mitgliedern und zum Teil auch den Mitgliedern der Ortsgruppen und angeschlossenen Vereine geht vom Juli ab die „Pommersche Heimat“ nach Art der Tageszeitungen durch die Post zu. Dem Landesverein erwächst daraus eine Ersparnis an Arbeit und an Kosten. Sollten im Anfange Unregelmäßigkeiten vorkommen, wolle man das gütigst in Kauf nehmen; eine Abstellung wird möglichst sofort erfolgen.

Hauptversammlung des Landesvereins.

Am 18. Juni fand in Garz a. O. die Hauptversammlung des Landesvereins statt. Einen ausführlichen Bericht

mit dem Jahresbericht bringt eine der nächsten Nummern. Als Ergebnis sei folgendes vorweg genommen:

1. Der Vorstand blieb in seiner Zusammensetzung derselbe. Vorsitzender: Landeshauptmann Sarnow, Stettin; Geschäftsführer: Lyzeallehrer Reepel, Stettin, Turnerstr. 61; Kassenwart: Generalsekretär Sparr, Stettin.
2. Der Beitrag beträgt für das nächste Vereinsjahr 20 M. Ausnahmen können nicht mehr zugelassen werden.
Reepel.

Im Monat Juli

ist die Geschäftsstelle geschlossen. Zuschriften finden erst vom August ab ihre Erledigung.
Reepel.

Die See als Zerkörer.

Von Zeichenlehrer R. Koestel, Anklam.
Steinstrand.

Wer von Misdroy aus am Strande entlang in der Richtung nach Jordansee wandert, findet den Strand weit und breit bedeckt mit großen und kleinen Felsstrümmern aller Art. Und nimmt er ein verschwiegenes Freibad, dann wird er das Vorhandensein unzähliger Steine auch unter Wasser smerzlich feststellen können. Woher stammen sie? Und warum sind sie gerade an diesem Strande in solcher Menge angehäuft? Betrachte die Steilküste rechter Hand. Zum größten Teil mit Gras, Strauch und Baum bewachsen, zeigt sie jedoch an vielen Stellen ihren Ursprungscharakter. Steil bis zu Höhe von 70 Metern ragen dunkelgraublau Gesteinsmassen in die Höhe, die schon auf weite Entfernung, z. B. von den an der Küste entlang fahrenden Schiffen deutlich erkannt und von den hellen überlagernden Sanden unterschieden werden. Diese graublauen Gesteinsmassen sind nun gespät mit unzähligen Gesteinstrümmern, großen und kleinen, die nach und nach aus der Gesteinsmasse herausfallen und den Boden bedecken. Das gesamte Material aber ist einst in der sogenannten großen Eiszeit von den Gletschern Norwegens mit herübertransportiert, wobei Felsblöcke zerrieben und in lockere Schuttmassen, Lehm, Ton, Sand und Kies verwandelt wurden. Die Hauptmasse der zu uns verfrachteten Erd-



massen aber bildet der eschiebemergel, der nach dem Rückzuge des Eises als sogenannte Grundmoräne liegen blieb und unser norddeutsches Tiefland bedeckt. Er bildet an der Küste die steilen Wände; er enthält die zahllosen Felsstrümmern, die Geschiebe, die das Eis im wahrsten Sinne des Wortes zu uns geschoben hat. Draußen die Wogen gegen den Steilstrand, so bombardieren sie seinen Fuß ununterbrochen mit Steingeschossen und höhlen ihn aus, bis schließlich die darüber hängende Wand nachrutscht. Auch mancher Baum verliert seinen Halt und stürzt in die Tiefe. Die See aber wäscht die losen Schuttmassen aus. Die im Geschiebemergel verpackten Steine bleiben liegen und vermehren, da sich der Angriff der See gegen den Fuß der Steinwand und der Abtransport der losen Schuttmassen dauern wiederholt, ihre Zahl fortgesetzt und geben damit diesem Teile der Küste den Charakter eines Steinstrandes.

Der Baumfriedhof.

(Bild siehe nächste Seite.)

Durch Wanderdünen vernichtete Wälder lassen sich an vielen Stellen der Ostseeküste an den letzten abgestorbenen, aus dem Sande ragenden Baumstämmen erkennen. Und im Zerstören menschlicher Ansiedlungen, im Vernichten von Kultur- und Waldland mit Hilfe des Sandes und Windes ist gerade die Ostsee mit Recht berüchtigt. Gewiß hat der Mensch im Kampfe gegen das Vordringen der Wanderdünen schon recht Erhebliches geleistet; aber doch vermag seine Macht nicht selten und er muß den Rückzug antreten. Die Anpflan-

zungen von Dünengräsern und Schutzwaldungen, einmal an einer noch so schmalen Stelle durchbrochen, sind rettungslos dem Flugsande verfallen und dem Tode geweiht. Hat doch sogar diese gewaltige Buche dem Andringen des Sandes erliegen müssen. Immer höher und höher stieg er an ihr empor und nahm ihr die Luft, so daß sie endlich ersticken mußte und ihre Krone wie ein Totengerippe aus dem Dünenlande herausragt. Es ist dieser „Baumfriedhof“ ein so eigenartiges Naturdenkmal, daß wohl niemand versäumen sollte, es in Augenschein zu nehmen, wenn seine Schritte ihn nach dem schönen Misdroy führen.

Unter der alten Kirchhofslinde.

Erzählung von Georg Viehke †.
(Schluß.)

Unser Müller schonte weder seine eigene Kraft, noch die seines Gesindes oder die seiner Familie. Darin bestand der ganze Zauber. Die Kinder waren ihm nicht zu schade, um in Wald und Heide und Rabung Balken zu hacken oder Beeren zu pflücken. Ging die Mühle Tag und Nacht flott, dann mußten die Jungen mit den spitzen „Biden“*) die Mahlsteine schärfen, und der Meister ging selber mit den Mitgesellen und unserm Vater in den Ellerngrund, um den Fels für einen neuen Stein auszuheben. Dafür hielt er seinen Kindern auch eigens einen Hauslehrer, so sehr sich die Müllerin hiergegen auch sträubte.

Die Müllerin war überhaupt eine sehr einfache Frau, klein, still, bescheiden und ihrem starken Mann in Gehorsam ergeben. Sie stammte aus einem kleinen Kaschubenhause, der Müller dagegen aus der Amtsbauerngegend. Sie wollte nichts von den Vergnügungen wissen, die er ihr anbot. Das brachte den eiteln, herrischen Mann sehr auf. Er zog sein „Nannke“**) auf, behängte um so mehr sein ebenso eitles wie lustiges Puzmädel, die Ida, mit Ohrbommeln, Ketten, Nadeln und anderem Tand.

Unter solcher Erziehung konnte aber aus dem Mädchel nichts anders werden als ein Hieräffchen, dem bald nichts mehr gut genug und das im Wünschen unermesslich war.

Unser Pastor war ein guter alter Mann, der mit jedem gern gut Freund war. Aber in einem Stück gab es bei ihm keine Nachsicht, kein Erbarmen, und die dickste Freundschaft ging in die Brüche, wenn ihm jemand die heilige Ehre der Kirche verletzte. Er hielt treu und fest an den alten Sitten und Bräuchen und eiferte für die festen Kirchenordnungen und Gesetze wie fürs Evangelium. In der Kirchenzucht ließ er nichts durchgehen und machte auch keinen Unterschied in der Person, sondern pflegte nur zu sagen: Bei Gott gibt's keinen Unterschied und kein Ansehen der Person nach dem Standes, wer recht tut und ihn fürchtet, der ist ihm angenehm. Dann drehte er sich um, nahm eine große Priese und nieste tüchtig; damit war dann jede weitere Verhandlung abgeknitten.

Müllers Ida war 19 Jahre und ein hochgewachsenes, vornehmes Fräulein geworden, das das Leben ungebunden in vollen Jügen genießen wollte, das sich nicht an die geistlichen Vorschriften über Beichttage, über Kleidung und Umgang kehrte, das nicht zum Pastor in die Jungfrauenlehre ging und anderes verbrach. Der Pastor äraerte sich zwar

darüber, hielt jedoch noch an sich. Ich stand damals bei ihm im Dienst und weiß, wie sehr ihn das Gebahren der Müllers-tochter kränkte. Wie er dem Vater ernstliche Vorhaltungen machte, da lachte der und meinte, jeder Mensch wächst mal aus seinen Kinderschuhen heraus und allzuviel Zwang macht den Menschen unselbständig und verdrossen, er ließe sich auch nicht gern etwas sagen und vorschreiben. — Das war deutlich genug, und der Pastor ist seitdem nicht wieder in der Mühle gewesen. Die Leute schüttelten auch den Kopf und meinten: Kluge Hühner legen auch einmal in die Nesseln.

Ida wählte ihren Umgang unter den flottesten Bur-schen. Besonders ging im Hause der übermütige Forstgehilfe aus und ein, der auf dem Waldhorn spielte, und sie sang dazu die neuesten Lieder, die aus der Stadt kamen. Die Müllerin hat oft geweint und das Unglück vorausgesehen, aber sie kam gegen ihren Mann nicht auf. Sie wäre glücklich gewesen, wenn das Fräulein dem fröhlichen und rechtschaffenen Müllerburschen Gehör geschenkt hätte, der damals wie toll um sie warb. Er stammte vom Rhein und war ein guter Mensch, und mit seinen feinen Liedern, die er sang oder auf der Zither spielte, erfreute er das ganze Dorf. Aber das

eitle stolze Fräulein rümpfte das Näschen und überjah ihn ganz. Ja, sie ging herausfordernd mit ihrem Jägerged' Arm in Arm durchs Dorf und setzte sich hier unter diesen Baum, wo damals noch eine Steinbank stand, so daß der Pfarrer die beiden von seinem Fenster sehen konnte.

Unter diesem Baum sollen sie sich denn auch versprochen haben.

Der arme Rheinländer sang damals aus Mergel und Eifersucht ein Lied abends unter ihrem Fenster, das dann noch viele Jahre nachher im Dorfe nachgesungen wurde. Das hieß:

Sie tät den Jäger wohl fragen:
Ach, edler Jäger mein,
darf einen grünen Kranz ich tragen
zu meinem schwarzseidenen Haar?

Grün Kränzlein darfst du nicht tragen
wie ein Jungfräulein trägt,
ein schneeweiß Häublein sollst du tragen
wie ein jung Jägerfrau trägt.

Der Rheinländer ahnte nicht, daß er mit seinen Spottversen die Wahrheit traf.

Die frische hurrige Jägersbraut ließ sich gar nicht mehr draußen sehen. Und eines Tages gings durchs ganze Dorf: Die schöne Ida muß unter die Linde! Kein Wunder; wie mans treibt, so gehts!

Unter dieser Linde stehen müssen, war für ein Mädchen die grausamste und empfindlichste Strafe. In alter Zeit soll hier ein Kreuzifix gehangen haben. Betrat nun eine Braut im schönen Jungfrauen-schmuck mit Kranz und Schleife das Gotteshaus, so läuteten die Glocken, die Weiblichter brannten, Musik spielte, der Pastor führte selber das Paar zum geschmückten Altar, und nach dem Segen überreichte er der Braut ein Reis von der Linde, von dem „Christusbaume“. — Kam aber eine Gefallene, dann blieb aller Schmuck und alle Ehre aus, ja, ehe sie den priesterlichen Segen erhalten konnte, mußte sie „zu Kreuze gekrochen sein“. Das war jene Strafe, die den Verurteilten zwang, in „Büßen und Ketten, barfüßig und barhäuptig“ vor versammelter Menge während des Gottesdienstes unter dem Kreuz an der Linde zu knien.

Seit dem Tage, wo das Gerücht von der mißratenen Müllersmaid durchs Dorf lief, war der junge Meister Grün-roth, der seine Schatz, ganz plötzlich und lautlos verschwunden.

*) Ein an beiden Enden zugespitzter Hammer.

**) Spottname für Kaschubenweib.



Er ist nach Jahren erst wiedergekehrt. In der Mühle aber ereignete sich etwas Schreckliches.

Es war so gegen den Herbst. Der Wind jauste schon arg an den alten Weiden am Mühlteich und drehte sie um und dumm. Noch heute sagen die Leute, wenns so faucht und die Luft heult: da hängt sich einer auf. — Die Nacht war schwarz wie ein Leichentuch. Da hörte der Gesell, jener Rheinländer, der eben zu einem neuen Mahlgang die Zapfen und Rämme einschmierte, vom Stellgatter herüber einen gräßlichen Schrei. Er meinte zuerst, der alte Ihu in der Weide sänge sein schauriges Abendlied. Als der Schrei wieder klang, führten ihn Neugierde und eine bange Ahnung hinaus. Da findet er die Ida am Teichufer, die Hände ringend und die Haare raufend, wie sie sich gerade ins tief-schwarze Wasser stürzt. Er läßt die Laterne stehen, springt zitternd vor Schreck und Aufregung ins Haus zurück und holt den Meister und beide ziehen mit vieler Mühe die Nermste aus dem Teich.

Der Jammer, der jetzt ins Müllerhaus einzog, läßt sich gar nicht beschreiben. Der Müller tobte, die Frau weinte sich die Augen wund und die Tochter lag bleich und teilnahmslos zu Bett, sie antwortete auf keine Frage. Nur nach dem Rheinländer verlangte sie und hat ihn bitter weinend um Verzeihung gebeten. Der war so gerührt, daß er ganz die Schande übersah und immer wieder seine Liebe beteuerte. Das brachte den Meister auf den Gedanken, so schnell wie möglich das Mädchen zu verheiraten.

Rasch in seinen Entschlüssen wie immer, ging er zum Pfarrer, das Aufgebot zu bestellen. Das war schon kein leichter Gang. Aber noch viel peinlicher wurde die Lage, als der Pastor sehr kühl auf die Vorschriften der Kirche hinwies. Der Müller bat, diesmal von der ganzen Strenge abzusehen, da seine Tochter ja schon genug gelitten hätte, auch könne der Herr Pfarrer den Fall doch wohl etwas unterschiedlicher und persönlicher behandeln. Der Prediger blieb dabei: die heiligen Ordnungen soll keiner verbessern wollen, wenn er sich auch für noch so weise halte. „Menschenwerk ist nur Schein und Trug, geboren aus Ehrgeiz und Eitelkeit; aber Eitelkeit und Ehrgeiz sind schlechte Berater des Herzens.“ Der Prediger wollte von seinem alten Recht nicht um einen Deut abweichen, als fürchte er für das Leben der Kirche.

Da wandte sich der tollende und heftig erregte Müller an die kirchliche Oberbehörde. Die entschied, daß für diesen Fall das Gebot der Ortskirche noch zu Recht bestehe, daß aber zukünftig davon abgelassen werden solle, denn die Sitte des öffentlichen Büßens sei nicht mehr ganz zeitgemäß, gehöre übrigens auch in das Gebiet der weltlichen Obrigkeit. Dabei blieb es.

Und dann kam wirklich der Sonntag, wo wir die bleiche, zitternde Ida unter der Büßerlinde fanden, das lange schwarze Haar über das Gesicht gedeckt, ohne eine Träne, die weißen Finger krampfhaft in die Rinde des Baums gegraben, die Lippe blutig gebissen — das war wahrlich ein Bild des tiefsten Jammers, vor dem selbst die rohesten Gemüter das Grinsen und Spotten vergaßen.

Den folgenden Sonntag nach Sonnenuntergang ist sie mit dem rheinischen Müller unter dem Glockenstuhl getraut worden.

Diese Demütigung und Schmach ertrug der alte Müller aber nicht lange. — Es ist oft wunderbar, was das Unglück aus dem Menschen macht. Da lernt man des Menschen Herz und Seele erst so recht kennen. Den einen macht's zum Narren, der sich selbst aufgibt. Dem andern gibt es überschwengliche Kraft, alles zu tragen und dennoch unverzagt und frisch zu bleiben.

Der lebenskluge, stolze und ehrgeizige Müller brach unter dem Schläge ganz zusammen, wurde mürrisch, jähzornig, finstern, unleidlich und witterte überall Spott, Hohn und Verfolgung. Er vertruug sich mit keinem und mißtraute allen, und das Lächerlichste dabei war, er wurde abergläubisch, meinte, irgendein teuflisch Boshafter hätte ihm sein Mißgeschick angeherzt. Da mußte zuletzt gar eine weiße Frau kommen, die „Kunst und Wissenschaft“ verstand. Die „heidnische Sybilla“, wie der Pastor sie öffentlich auf der Kanzel nannte, betete ihren Zauberspruch, den der Müller zwar nicht verstand, an dessen Wirkung er aber glaubte. Als es

nun aber trotz dieser weisen Kunst in seinem Hause nicht anders wurde, als die gute Rundschaft mehr und mehr ausblieb, die Gehilfen und Burschen, die Knechte und Mägde davonliefen, da verlor er fast den Verstand. Gebrochen an Leib und Seele ist er gestorben. Das Gotteshaus hat er seit dem Unglück nicht wieder besucht. Gerade als der Märzschnee schmolz, haben sie ihn auf den Kirchhof getragen.

Ganz anders die Müllersfrau. Von der hatte bisher kaum einer etwas gewußt. Jetzt aber stützte und führte sie den ganzen Betrieb in Haus und Geschäft allein, war Tag und Nacht auf den Beinen und hatte noch Zeit, ihren Mann zu zerstreuen und die Kinder zu versorgen. — Wenn die Wirtschaft nicht bald genug ganz zugrunde ging, so war es ihr Verdienst. Die Tochter mit dem Schwiegerjohn hatten sehr bald das Haus verlassen müssen. Glück haben sie da draußen ebensowenig gehabt, wie die Eltern daheim. — Und du weißt ja, daß auch heute noch Hermanns Vater auf keinen grünen Zweig kommen kann, ebensowenig wie dessen Eltern. — Ich höre es noch wie heute, wie die alte Müllerin, Hermanns Großmutter, ihrem Mann, als dieser wieder einmal einen Tobfuchtsanfall bekam, offen vorwarf: „Du heßt dat Fatt anstoße, nu ward et bal aflopte bet opp dei letzte Droppe, oan us' Schann ware Kinner oan Kinneskinner utoläpke kriegel.“ (Das Fatt ist jetzt von dir angestochen worden, jetzt wird es bald ablaufen bis auf den letzten Tropfen, unsere Schande werden Kinder und Enkel auszulöffeln haben.) — Nur allzuwahr hat die Müllerin damals gesprochen. Das Unglück sitzt drin in der Familie, da kann einer reden, was er will! Soll es dich nun auch verhängen, mein Kindchen? — Die haben eben kein Glück mehr! — Gott veruch: zwar niemand, aber wir bitten, daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge, noch verführe in Mißglauben und andere Schanden — siehst du, Hannchen, ich kann meinen Katechismus noch ganz gut! Kannst du deinen nicht mehr? Weißt du nicht: Er wird die Sünde der Väter heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied —?“

„An denen, so ihn hassen, Großmütterchen.“

Die beiden Frauen schrafen auf.

Es war des Pastors Stimme, die so plötzlich dreinredete. Der Pastor wollte ein teures Kindergrab besuchen. Da hörte er hinter der Linde die alte Frau, die er seit langer Zeit nicht in der Kirche und auf dem Friedhofe gesehen, so eindringliche Worte reden, daß er zu laufen nicht widerstehen konnte. Jetzt schien's ihm an der Zeit, vorzutreten.

Er grüßte freundlich die beiden und entschuldigte seine Störung.

„Aber,“ fuhr er jetzt fort, „was Sie soeben drohend ernst aussprachen, Großmütterchen, das konnte ich doch nicht ganz unwiderlegt gelten lassen. Freilich, das Glück vererbt sich nicht, aber das Unglück auch nicht, freilich nicht! Jeder muß sich sein Glück von neuem erringen, erjagen. Ja, eigentlich sind wir nur so lange glücklich, wie wir es suchen, und das meiste Geschick im Glückseligen wird wohl der haben, der es in der eignen Brust sucht! Meinen Sie das nicht auch?“

Ueber diese Worte ihres Pastors erschraf die Großmutter fast noch mehr, als über sein plötzliches Erscheinen. Hingegen die Enkelin bliete freudestrahlend zu ihm auf.

„Sie sind ein studierten Mann, Herr Pastor,“ wich Großmutter etwas empfindlich aus, „Sie werden das ja wohl besser wissen, als so'ne alte Frau, die man bloß davon redet, was sie schon oft erfahren und gesehen hat. Und g e s e h e n hab' ich, wie männliche Leute fei n Glück hatten und wie der liebe Herrgott die Sünden an diesen heimgesucht hat, die Sünde der Eltern, Herr Pastor. Es mag nun in der neuen Bibel anders heißen, ich hab' bloß die alte.“

Großmütter können auch gegen Pastoren spiz sein.

Den Geistlichen verletzete diese Art nicht im geringsten. Er freute sich vielmehr über den geraden, redlichen Sinn, den Wahrheitsernst und die unverwüßliche Ueberzeugungstreue der alten Frau. Deshalb ging er auf die Bemerkung ein und meinte: „Der liebe Gott ist allerdings vieles gewöhnt und muß jahrein, jahraus manches aushalten. Aber er in seiner gewaltigen Ueberlegenheit ist gar nicht so sehr empfindlich, wie wir Menschen zuweisen glauben. In einem

jedoch, glaube ich, verträgt er durchaus keinen Spaß: Wenn nämlich die Menschen ihm etwas abtrogen wollen und ihm etwas vor-schwindeln möchten; dann kann er unangenehm werden!“

Er lenkte das Gespräch dann von solchen Fragen ab und erkundigte sich nach diesem und jenem. Großmutter blieb wortfarg und Hannchen war so voll Glück und Seligkeit, so mit sich beschäftigt, daß es gar nicht nach weiterer Aussprache verlangte. So nahmen denn die Frauen bald Abschied vom Pastor. —

In der folgenden Nacht konnte die Großmutter kein Auge zukriegen, so sehr hatten sie die Worte des Seelsorgers aufgeregt. Als sie gegen morgen doch ein wenig eindruselte, trug ihr die aufgeregte Phantasie allerlei schreckhafte Bilder zu. Zuletzt sah sie ihren Mann, wie er mit ernsten Augen sie anschaute, als ob er etwas sagen, sie warnen möchte; er stand neben seinem Grabhügel und deutete mit der Hand auf das Kreuz, in der andern Hand trug er einen Myrtenzweig; am Kreuze aber rankten sich zusehends zwei weiße Lilien auf.

Da fuhr die Großmutter mit einem Schrei aus dem Traume und rief dem hereilenden Hannchen zu: „Mach' es schnell, Kindchen, geh' hin und bring' mir den Hermann her und bestell' gleich das Aufgebot, Kindchen — aber schnell — ich erleb's sonst nicht!“ —

Sie hat's doch noch erlebt, die Hochzeit ihres Enkel-paares, und ist darüber glücklich gestorben.

Dr. Friedrich Lindner †.

Von Ernst Garduhn.

Am einem Maiabend war es. Ich lau-schte dem Spötter und der Mönchgrasmücke im Flieder. Aus den Haselbüschen schnurrte der Zaunkönig, und feierlich klang des Rotkehlchens Kirchenlied. Da erhielt ich den Trauerbrief aus Quedlinburg: Dr. Lindner ist tot. In seinen letzten Briefen schrieb er mir schon von seinem nahen Ende. Aber so bald? Spötter, Grasmücke, Zaunkönig und Rotkehlchen sangen weiter. Nie erschien mir des Rotkehlchens Melodie so schwermütig, so innig wie heute.

Das letzte Mal sah ich Dr. Lindner im vorigen Juni am Müritzersee. Einige Tage vor meinem Besuch hatte er im Rohrpfuhl bei Werben die sehr seltene Bartmeise entdeckt; es war einer der schönsten Erfolge seines Forscherlebens. Obwohl ihm das Atmen recht schwer wurde, alle hundert Schritte mußte er ausruhen, begleitete er mich noch bis zum Standort dieser Seltenheit. Dann nahmen wir Abschied — für immer. Ich sehe ihn noch, den unermüdblichen Forscher, im Schatten der knorrigen Weide. So rege und frisch der Geist, so klug die Augen, doch der Leib gebrochen. Ich ging den schmalen Weg durchs Kornfeld. Er winkte noch lange — das letzte Mal.

Nun ruht er in kühler Erde, und seine Freunde aus dem leichtbeschwingten Sängervolk singen wie einst. —

Friedrich Lindner wurde 1864 in Crösseln, Kr. Weisensfelds, als ältester Sohn des Lehrers Joh. Friedrich Lindner geboren. In der Dorfschule seines Heimatortes, der Anstaltschule der Erziehungsanstalt in Zeitz vorbereitet, besuchte er das Städtische Gymnasium in Zeitz. Schon als Untertertianer beschäftigte er sich autodidaktisch, zuerst nach Becksteins „Haus- und Stubenvögel“, mit Ornithologie. Als Schüler und Student verkehrte er mit Liebe, W. Thiensmann, Marshall. Während des Theologiestudiums in Leipzig arbeitete er im Ornithologischen Verein mit und befreundete sich mit Alwin Voigt, jenem bedeutenden Vogelstimmentenner, der auch in vielen Tagen gestorben ist. In Halle studierte Lindner Theologie weiter und hörte bei Taschenberg Ornithologie. Nach dem 1. theol. Examen 1888 besuchte er Königsberg zum Studium der Naturwissenschaften (Zoologie, vergleichende Anatomie, Physiologie). 1888 entdeckte Lindner die ornithologische Bedeutung von Kossäten, machte in Aufsätzen und Vorträgen diese Gegend bekannt und gab die Anregung zur Gründung der dortigen Vogelwarte.

Von 1889 bis 1892 war L. sozialpolitisch tätig und führte einen scharfen Kampf gegen den Zehngebotens-Hoff-

mann in Zeitz. Von 1892 bis 1907 amtierte er als Pfarrer in Osterwied a. Harz, von 1907 bis zu seinem Tode in Quedlinburg, seit Ende 1911 als Oberpfarrer an der dortigen Schloßkirche. 1900 promovierte er in Leipzig.

Lindners Ziel war Wahrheit. Als Kämpfer trat er auf gegen allerhand Schwindel in der ornithologischen Forschung, gegen kritiklose Phantasterei und anmaßende Unwissenheit. Als Feldornithologe beobachtete er äußerst scharf und exakt. Was er nicht ganz genau bestimmen konnte, ließ er dahingestellt sein. Er sammelte in sehr schonender Weise. Er hatte z. B. keinen Steinperling geschossen, auch keine Gelege gesammelt. Seine Sammlung umfaßt 700 Bälge, dazu 150 ausgestopfte Vögel. Auf Führungen suchte er für unsre Vogelwelt zu interessieren, in ornithologischen Kurien leitete er an zur Beobachtung. Das verstand er als ausgezeichnete Lehrmeister. Lindner war frei vom sentimentalen Radikalismus auf dem Gebiete des Vogelschutzes. Er verfocht die freie, wissenschaftliche Forschung, betätigte sich aber auch als äußerst eifriger Vogelschützer.

Lindners Vogelschutzbestrebungen auf Hiddensee sind den eingeweihten Kreisen wohl bekannt. Von 1911—1919 weilte er fast jedes Jahr zu verschiedenen Jahreszeiten auf der Insel, wo er ein ausgezeichnetes, zuverlässiges Beobachtungsmaterial sammelte.

Lindners vogelkundliche Arbeiten sind zumeist in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht. Die meisten erschienen in der „Ornithologischen Monatschrift“, auch lieferte er Beiträge für „Schwalbe“, „Ornith. Jahrbuch“, „Ornith. Monatsberichte“, „Falco“, „Journal für Ornithologie“, „Zool. Garten“, „Unsere Welt“, „Die Naturwissenschaften“. Populäre Aufsätze aus der Vogelkunde wurden in verschiedenen Zeitungen aufgenommen. Größere Arbeiten von Lindner:

Die preußische Wüste einst und jetzt. Bilder von der kurischen Nehrung. 1898.

Ornis des Fellsringgebietes. 1906.

Ornithologisches Bademeßum. 1906.

Was wissen Wissenschaft und Praxis von der angeblichen Wömenplage?

Ungeedruckt blieb seine 30tägige Forschungsreise durch Irland. Desgleichen lagert noch ein großes Manuskript über die Beobachtungen in Bierlanden, den Wilseder Naturschutzpark, Hiddensee. (1919.)

Die Förderung des Heimatgedankens in Pommern — ein gutes Mittel zur Hebung der Volkswohlfahrt.

Von Lehrer Erik Knack, Jakobshagen i. Pom.

1.

Die Förderung des Heimatgedankens ist ein gutes Mittel zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes; deshalb muß der Heimatgedanke überall Wurzel fassen und alle Zweige unseres Pommernvolkes durchdringen.

2.

Bei gemeinsamen heimatkundlichen Wanderungen, welche oft unternommen werden müssen, ist auf die Bodenformen und ihre allmähliche Veränderung hinzuweisen. Gesteinsarten und Verfestigungen sind zu sammeln, zu bestimmen und zu erklären. Bei Hohlwegen, Riesgruben, Durchstichen bei Eisenbahntrecken und Brunnenbauten ist auf die verschiedenen Bodenschichten und ihren Wert oder Unwert für Landwirtschaft und Gartenbau aufmerksam zu machen.

3.

Von jeder Stadt- und Dorfgemarkung sind die Flurnamen zu sammeln, in Meßtischblätter oder Umrissausgaben (Bezugsquelle: Landesaufnahme, Berlin, Moltkestraße 4) einzutragen und zu erklären. Jeder Vaterlands- und Jugendfreund Sorge durch Schenken von Heimatkarten an Jugendvereine und Schulen dafür, daß diese das Kartenlesen, Entfernungs-schätzen und scharfe Beobachten ihrer Umgebung nicht verlernen, sondern fleißig üben.

4. 1

Die Bestrebungen zur Errichtung von Jugendherbergen (Materteilung durch Stettiner Verkehrsverein oder Stielow-Stettin, Petrihofstraße 3) sind durch Behörden, Geistliche, Lehrer, Fortbildungsschulen, Jugendvereine und Privatpersonen regen zu fördern. Jeder Sachkenner seiner Heimat stelle sich auch gern von Zeit zu Zeit einmal alten und jugendlichen Wanderern als Reiseleiter zur Verfügung. Landwirte mögen bei größeren Ausflügen auch ab und zu ihre Leiterwagen oder Schlitten nebst Gespannen und Kutschern für den guten Zweck hergeben.

5.

Sind in der Nähe des Wohnortes Hügelgräber, ionische Hünengräber, Steinkistengräber, Brandgräber, Pfahlbauten, Wenden- oder Burgwälle vorhanden, so muß deren Entstehung, Geschichte und Sage an Ort und Stelle erklärt werden. Vorgeschichtliche und geschichtliche Altertumsgegenstände sind zu sammeln und der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Jeder Kreis lasse seine Altertumsfunde in den pommerschen Heimatmuseen und Privatsammlungen photographieren und davon Lichtbildreihen herstellen. Zu allen heimatkundlichen Ausflügen und zur Besichtigung der Heimatmuseen muß auf je 6 Jugendliche oder Schulkinder — nicht wie jetzt auf 10 — ein Erwachsener als Begleiter zum ermäßigten Fahrpreis zugelassen werden. Die Gesellschaftsfahrten bei 30 Teilnehmern sind wieder einzuführen.

6.

Die Sprache der germanischen und slavischen Vorkolonisten unserer pommerschen Heimat und besonders das Plattdeutsche in seiner allmählichen Entwicklung durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein sind durch passende Beispiele bei öffentlichen Vorträgen zu erläutern. Die plattdeutsche Sprache ist in der Schule bei jedem Unterrichtsfach, besonders in Religion, Deutsch und Liedergang, von den Geistlichen ab und zu in Predigten, Bibelstunden, Feld- und Waldgottesdiensten, von Vereinen bei ihren Festlichkeiten, bei Vorführung von Theaterstücken, Reigen, Gedicht- und Liedvorträgen und im Privatverkehr wieder zu erwecken, zu erhalten und zu fördern.

7.

Die Heimatsagen, Märchen, Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel und Abzählreime eines jeden Kreises sind zu sammeln, zu veröffentlichen und dadurch vor dem Vergessenwerden zu bewahren. An der Hand der Flurnamen, Altertumsfunde, Münzen, Burgwälle, Sprachproben und Sagen sind auf Lebensweise, Sitte und Brauch unserer Vorfahren Rückschlüsse zu ziehen und bei Vorträgen zu verwenden. Alte Volkstrachten, Volksitten und besondere Volksfeste sind soviel wie möglich zu erhalten.

8.

Von jedem Kreise, jeder Stadt, jedem größeren Dorfe, mindestens aber von jeder Pfarodie sind Bildwerfer, Lebebildwerfer, heimatkundliche Filme und Bildplatten zu beschaffen und zur Förderung des Heimatgedankens häufig anzuwenden. Die Natur- und Kunstdenkmäler der Heimat, z. B. alte Bäume, seltene Pflanzen, Tiere und Steine, Pilze, Gemälde, Ansichtskarten, Zeichnungen, Kirchenschätze, Grabkreuze, Denkmäler, alte Mauern, Tore und Gebäude, Mordwangen, Hausinschriften, Siegelzeichen usw., dürfen nicht fortgebracht, verkauft, beschädigt, vernichtet oder sonst sinnlos verunstaltet werden. Es sind außer Volksunterhaltungs- und Elternabend besondere Heimatabende zu veranstalten.

9.

Von jedem Dorfe ist ein Dorfbuch, von jeder Stadt eine Stadtkronik und von jedem Kreise eine Kreisheimat-

kunde von Sachkennern zu verfassen und mit Hilfe der Gemeinden, Kreis Ausschüsse, Bezirks-, Provinzial- und Landesregierungen herauszugeben. Diese Heimatschriften dürfen nicht allein die kriegerischen Ereignisse einer Gegend behandeln, sondern sie müssen vor allen Dingen die Geschichte der Gemeinde, der Kirche, der Schule, der Landwirtschaft, des Handwerks, der Arbeiterenschaft, des Handels und der Beamtenenschaft, die Natur-, Erd- und Wetterkunde, die Geologie, Vorgeschichte, Sage und Volkskunde, Kulturgeschichte, Heimatkunst, Lebensverhältnisse und Familiengeschichte der Bewohner, Ackererträge, Preise, Wohlfahrtspflege und die Gefallenen des Weltkrieges 1914/18, die Heldenehrungen in den Ehrentafeln in der Kirche und in den Ehrendenkmälern und die Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen und Kriegsschädigten enthalten.

10.

Überall sind Büchereien zu errichten, welche sich vor allen Dingen die pommerschen Heimatbücher und Heimatzeitschriften zu regster Benutzung anschaffen müssen. Zwecks besonderer Förderung des Heimatgedankens sollten Geistliche, Lehrer und Schulen, Vereine, Gemeinden und Privatpersonen soviel wie möglich die Mitgliedschaft der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumsfunde“ (Stettin, Böhler Straße 8) und des Bundes Heimatschutz (Stettin, Turnerstr. 61) erwerben.

11.

Durch die Förderung des Heimatgedankens muß die Liebe zum Heimatorte, zum Heimatkreise, zur Heimatprovinz, zu Preußen, zu unserem deutschen Vaterlande und zur ewigen Heimat erweckt und neu belebt werden.

Gefallenen-Gedächtnisstätten — Jugendherbergen.

Es mehren sich die Aufrufe in den Zeitungen, Denkmäler für die Gefallenen der und der Regimente zu errichten. Aufrufe, die allein schon riesige Summen verschlingen, unterzeichnet meist von Generälen und anderen Persönlichkeiten, die vielleicht der Not unseres Volkes etwas ferner stehen als die, welche sich mit derselben häufig beschäftigen.

In der „Kölnischen Zeitung“ vom 19. 4. 1922 erläßt der Vizeadmiral a. D. Michelsen einen Aufruf zur Errichtung eines Ehrendenkmal für die Toten der U.-Boot-Waffe. 4 Millionen Mark seien dazu nötig.

In Wesel soll von Prof. Neher ein Denkmal errichtet werden, die Stadt stifte den Platz und schaffe die nötigen Anlagen unentgeltlich.

In der „Kölnischen Zeitung“ vom 3. 5. 1922 erläßt der General a. D. Boedicker mit anderen einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für die Gefallenen des Rhein-Jäger-Bat. Nr. 8 für Wehlar.

Auf dem Hirtenpöhl in Blettenberg i. W. soll ein Kriegerdenkmal errichtet werden.

Von diesen 4 las ich zufällig, wieviel hunderte oder tausende mögen in Vorbereitung sein!

Ich bin der Ansicht, daß das deutsche Volk nach diesem verlorenen Kriege keine kostspieligen Krieger- oder Heldendenkmäler bauen darf, wo es noch für Jahrzehnte gilt, unserer verelendeten Jugend zu helfen.

Will man den Hinterbliebenen eine Dankeschuld abtragen, so werden diese wohl bei einiger Ueberlegung damit einverstanden sein, daß die Form heute, wo wir ein verarmtes Volk geworden sind und wir alles tun müssen, um uns unsere Jugend gesund zu erhalten, eine andere sein möge.

Die Erinnerungsstätten an die Gefallenen des Weltkrieges sollen zugleich und überall würdige Jugendherbergen, Landheime oder Kinderheilstätten sein. Selbst die großen Städte — und gerade diese — können, in Bezirke oder

Bororte zerlegt, in herrlicher Landschaft draußen ihre eigenen Erinnerungsstätten haben. Jeder Stadtteil mag sich seine eigene schöne Jugendherberge schaffen, mindestens 2 bis 3 Stunden Wegs von der Stadt entfernt, auch solche als Landheime zu längerem Aufenthalt eingerichtet — das Ziel vieler Wanderer.

Ungezählt sind die Möglichkeiten der technischen Lösung. Manche Orte, Dörfer oder Städte werden sich mit einem einfachen Haus mit passender Inschrift wie etwa: „Dem Gedächtnis ihrer im Weltkriege gefallenen Söhne, die Stadt“ begnügen. Oder es können an passender Stelle im Hause, etwa in der Eingangshalle, Tafeln mit den Namen der Gefallenen, Geburts- und Todestag angebracht werden, wo die gefallenen jungen Menschen — ich schätze die Beteiligung der großen Wandervogelbünde am Weltkriege auf insgesamt 100 000 Mann (der E. B. hatte allein 1914 etwa 15 000 Mitglieder, und man rechne die jungen und alten seit 1900) — besonders zusammengestellt werden könnten, weil das junge Menschen immer angehen würde.

Die Jugend, die stets selbstständig denkt, wird sich immer sagen: „In uns leben diese Helden fort, sie sind nicht umsonst gefallen.“

Andere Orte oder Vereine werden wieder das Verlangen haben, die Erinnerungsstätten in den Vordergrund zu stellen, um sie besonders groß zu gestalten. Da können für die Jugend, welche es schon vor dem Kriege liebte, in landwirtschaftlich schöner Umgebung zusammenzukommen, prachtvolle Räumlichkeiten geschaffen werden, wo sie am Ziel der mehrstündigen Wanderung ihr Ding abhalten können, Gesang und Musikfeste, Andachten und ernste Besprechungen.

Schon vor dem Kriege beschäftigte es manch alten Wandervogel, wie solche Räume wohl zu gestalten wären, und immer hatte man ernste würdige Stätten, einen schönen Hain, Kuppelbauten, von Kreuzgängen umschlossene Höfe, kleine, etwa auf einem Hügel in die Erde eingebaute Amphitheater, umgeben ringsum von einer einzigen Säulenhalle oder dergl. dabei im Auge. Darin könnten dann die Tafeln mit Namen der Gefallenen angebracht werden und um die Säulenhalle herum einzigartige Jugendherbergen gebaut werden. Auch heute noch sucht die Jugend alte Burgruinen zu erwerben, um darin, oft nur notdürftig, ihr Landheim zu errichten.

Die Zweigausschüsse des Verbandes für deutsche Jugendherbergen müßten in jeder Provinz Aufrufe erlassen mit der Forderung, kein Denkmal zu errichten, es sei denn in Verbindung mit einer Jugendherberge. Die schaffenden Künstler möchten ihre Entwürfe darauf einstellen, sich mit der wandernden Jugend und ihrem Tun beschäftigen, ihre Feste besuchen und da die schöpferische Kraft für ihre Arbeit empfangen.

Aber auch die Kinderheilstätten, die unseren armen Kleinen — und wer ist blind, sie nicht zu sehen, — zur Erholung dienen sollen, könnten zugleich als Erinnerungsstätten an die, welche sich für die kommende Jugend in Scharen geopfert haben, errichtet werden, würdiger und sonniger vielleicht als die einfachen Baracken, welche hier und da zu diesem Zweck zur Verfügung stehen. Muß nicht die Sorge um den lebenden Nachwuchs größer sein, als unsere um Denkmäler? Haben nicht die Helden des Weltkrieges gerade für diesen Nachwuchs ihr Blut vergossen? Für wen denn sonst?

Wenn in diesem Sinne an große Menschenfreunde herangetreten wird, so kann die Werbearbeit für die Jugendherbergen gar nicht fehlschlagen. Jede Provinz kann außer Aufrufen in den größten Zeitungen — dazu dürfen keine Kosten gescheut werden — einen solchen in Tausenden von Stücken drucken lassen, und diesem geben aus der ganzen Provinz im öffentlichen Leben stehende einflussreiche Männer und Frauen, die vom Zweigausschuß dazu gewonnen wurden, ihre Unterschrift.

Bei allen Veranstaltungen werden dann diese Aufrufe zur Werbung von Mitgliedern verteilt und besonders Lehrer müßten persönlich Geldsammlungen leiten, nicht wie so oft nur junge Leute. Die Zweigausschüsse können sich besonders an die Sportsverbände mit ihrer weiten Verzweigung in allen Orten des Reiches um Unterstützung der Werbearbeit

wenden, da auch sie wünschen, überall Herbergen entstehen zu sehen.

Kommende Geschlechter werden uns danken, daß wir uns mit Erbauung von kostspieligen Denkmälern in dieser furchtbaren Zeit der Not nicht noch mehr verschuldeten, sondern daß wir unsere Zeit verstanden und ihr einen Ausdruck zu geben vermochten: In der Erinnerung an die gefallenen Soldaten alles für den notleidenden Nachwuchs zu opfern — aber auch Alles! Ein alter Wandervogel.

Feuerpolizei und Feuerlöschwesen im alten Wangerin.

(Aus alten Akten.)

Im Jahre 1719 erließ Friedrich Wilhelm I. für die Preussischen Städte ein Feuerreglement, das der Bürgerschaft wiederholt vorgelesen und dessen strenge Befolgung genau überwacht wurde. So war in Wangerin auch am 19. April 1729 einmal wieder die ganze Bürgerschaft vom 1. Bürgermeister Schmidt zusammengerufen worden, um das „allergnädigste Feuerreglement“ zu vernehmen und zu hören, „was jedweden bei einer entstehenden Feuersbrunst, davor Gott in Gnaden bewahren wolle, seine Funktion ist“.

Die große Spritze wurde probiert und noch gut befunden. Auch die kleinen Spritzen wurden nachgesehen, und es wurde festgestellt, daß 5 derselben von Würmern zerfressen seien. Die Bürger waren vollzählig erschienen bis auf den Schuster Daniel Seiler. Der „hat sich nicht gestellt wollen, sondern sich bei Bürgermeister Ernsten vollgesoffen und gesagt, der Bürgermeister Schmidt hätte ihm einen Dreck zu befehlen. Davor ist er in 4 Taler Strafe kondemniert und des nächsten Gerichtstages 3 Stunden in die Eisen gelegt worden, daß derselbe den Bürgermeister Schmidt geschimpfet hat“.

Die vierteljährlichen Feuervisitationen gingen in der Weise vor sich, daß ein Senator mit einem Kontrolleur in allen Häusern Umschau hielt. Dabei wurden die verschiedensten Verstöße gerügt:

Dem Jürgen Vaseh wird das Darren und Brauen verboten, bei 2 Taler Strafe, weil der Schwiibogen über der Darre fehlt.

Witwe Ruch hat eine Branntweinsgrape (Grape ist ein gußeiserner Kochtopf) mit einem Deckel von Holz, den der Zimmermann entzwei schlagen muß.

Der Tuchmacher Christof Lange hat seinen Färbekessel zwischen 2 Stühlen. Wegen Feuersgefahr wird der Kessel dort entfernt.

Bei der Witwe Hasenjäger ist in der Esse noch ein Stück Holz, das sie verspricht, herauszunehmen.

Kürschner Karnitz muß 1 Taler Strafe geben, weil er Holz auf dem Ofen gehabt hat.

Johann Grünmacher zahlt 2 Taler Strafe, weil er ein Brettlager hinter dem Kachelofen in der Hölle hat und weil der Kachelofen voll Stroh liegt.

Erdmann Tschlaff zahlt 2 Taler, weil er auf dem Hausflur Hacksel geschnitten hat.

Der Bürger und Bäcker Marquardt hat seinen Backofen mit Dielen bedeckt, die der Zimmermann heruntergeschlagen muß.

Bei Christian Käding ist der Wasserfusen undicht und muß gemacht werden, und der Leinweber Holz hat noch keinen Ledereimer.

Siegmond Wölke hat auf dem Flur Flachs geschwungen. Der Bürgermeister Schmidt hat ihm dafür einen Kessel ge-

pfändet und ihm das Flachschwingen auf dem Flur für die Zukunft verboten. Als der Bürgermeister Schmidt weitergegangen ist, ist Bölzke nachgelaufen und hat ihm den Kessel entreißen wollen, was ihm aber nicht gelungen ist. „Vor die Gewalttätigkeit hat der Magistrat ihn in 2 Taler Strafe zur Feuer-Rüstung genommen.“

Zarnikow, Amtsgerichtsrat, Labes.

Film, Lichtbild und — Heimatkunde.

Martin Keepel, Stettin.

Je trüber sich unsere politische Lage gestaltet hat, desto mehr wenden sich die Blicke weiter Kreise der Heimat, ihrer Natur, ihrer Geschichte und ihrem Volkstume zu. Heimatkundevereine und Heimatmuseen entstehen an vielen Orten, und bei allen Bemühungen um die Hebung der Volksbildung wird meist auch der heimatkundlichen Belehrung ein Platz eingeräumt. Und mit Recht; denn es fließen aus ihr Quellen der Kraft und Lebensfreude.

Wo nun Vorträge und Betrachtungen heimatkundlicher Art über den Erfahrungskreis der Zuhörer hinausgehen, da greift man gern zum Bilde als Anschauungsmittel, und es will uns besonders erfreulich erscheinen, daß sich zu den altbewährten Mitteln der Veranschaulichung, Wandkarte, Wandbild und Lichtbild, heute als Glanzleistung der Technik der Film gesellt.

Aber gegenüber einer lebhaften und geschickten Propaganda für den Film als das Unterhaltungs- und Belehrungsmittel schlechthin, unterstützt durch die Hinweise auf die Möglichkeit zur Zusammenfassung von Interessentengruppen, besonders draußen in der Provinz, um die Beschaffung von an sich teuren Kino-Projektionsapparaten und Filmen zu erleichtern, erscheint es nötig, die Frage, insonderheit im Interesse der Heimatkunde, aufzuwerfen: Film oder Lichtbild? — also als Konkurrenten —, oder Film und Lichtbild? d. h. in völliger Gleichberechtigung! Dabei scheidet für uns die Betrachtung des Films als Unterhaltungsmittel völlig aus; als solches sei sein Uebergewicht ohne weiteres anerkannt.

Aber ich will gleich erst die Befürchtung nennen, die zu einer Stellungnahme überhaupt drängt. Nämlich: es möchte infolge lebhafter Propaganda und urteilsloser Aufnahme aller Anpreisungen die Beschaffung und der Gebrauch von nur Kino-Projektoren in den Vordergrund treten und die Auffassung, es müsse nun schlechtweg alles gefilmt sein — und es möchte die Verwendung des stehenden Bildes, des Lichtbildes ganz vernachlässigt werden. Das aber wäre im höchsten Grade zu bedauern; denn auf dem Gebiete jeglicher Belehrung gibt es immer noch genugsam Aufgaben, die zu lösen, aus verschiedenen Gründen nach wie vor dem gewöhnlichen Lichtbilde vorbehalten bleiben. Und mehr noch! Der Verzicht auf den verhältnismäßig billigen Lichtbilderapparat bedeutete zugleich den Verzicht auf zahlreiche Möglichkeiten bildmäßiger Veranschaulichung, für die im Film keinerlei Ersatz zu beschaffen sein würde.

Werden wir uns doch einmal darüber klar, welche Möglichkeiten denn dem Film überhaupt gegeben sind. Unbestritten ist es seine Aufgabe, Bewegtes und Lebendes darzustellen. Daß er das kann, gibt ihm seine große Bedeutung, grenzt aber zugleich seine Aufgabe auf engste ein. Auf das Heimatkundliche bezogen, im Film möchten wir sehen: Meeresbrandung, Schiffsverkehr, jede Art menschlicher Arbeit in Technik, Industrie, Landwirtschaft, das Volksleben in seinen verschiedenen Aeußerungen, Veränderungen im Naturbilde der Heimat, Bilder aus dem heimischen Tierleben und vieles Einzelne noch, was sich um dieses alles gruppiert. Dazu kommt bei modernen Kino-

Projektionsapparaten die Möglichkeit, einen Filmtitel zu eingehender Betrachtung festzustellen und die Verwendung graphischer, veränderlicher Darstellungen, die es gestatten, z. B. Küstenverlegungen, Dünenwanderungen u. a. m. der Anschauung zugänglich zu machen. Dann aber sind wir am Ende, und jedes Mehr, das wir dem Film zubilligten, würde nur eine Uebertreibung bedeuten, die schließlich der Geldbeutel zu fühlen hätte.

Aber bleibt denn für das stehende Lichtbild nun überhaupt noch etwas übrig? Ich dünke doch! Städtebauliches und Baudenkmäler jeder Art bedürfen des Filmes nicht. Ihn dennoch anzuwenden, hieße Geld, Material und Kraft verschwenden. Auch unsere heimische Landschaft mit ihren flachen Oberflächenformen und ihrem tiefen Horizonte zeigt der Film selten in befriedigender Weise. Außerdem, hier wie oben, sollte es Regel sein, die Wiedergabe der ruhenden Landschaft in bildmäßigen Ausschnitten mit ihren Schönheitswerten oder sonstigen zu längerer Beschauung nötigen und unbewegten Einzelheiten — geologischen Bildungen, Pflanzen — dem technisch unter viel günstigeren Bedingungen arbeitenden Photographen und dem stehenden Lichtbilde zu überlassen. Ueberhaupt ist dem Photographen örtlich und räumlich vieles viel leichter erreichbar, ist die Bindung an Tageszeit und Licht eine viel weniger enge als bei Filmaufnahmen. Das Gebiet der Vorgeschichte mit seinen Grabstätten, Gerätschaften, Burgwällen bedarf des Filmes nicht, und wenn man schon die Oeffnung und Untersuchung eines Hünnengrabes wirklich filmte, so ist doch die Notwendigkeit nicht einzusehen. Soll man doch die mitarbeitende Phantasie des Hörers und Beschauers nicht unterschätzen, wenn es gilt, das, was an einzelnen Phasen einer Bewegung in 3—4 billigen Lichtbildern (statt im teuren Film) gezeigt wird, zu einer einzigen Handlung zu verknüpfen. Und noch eins kommt hinzu! Wie wenigen ist es bekannt, daß die Verwendung von etwaigen vom Vortragenden zu zeichnenden Skizzen (Landkarten, Plänen, graphischen Darstellungen) irgendwelcher Art in Gestalt von Lichtbildern ja außerordentlich leicht ist. Man überzieht eine Glasplatte von 8½×8½ oder 8½×10 Zentimeter Ausmaßen mit Retouchierlack. Auf der im Augenblick trockenen, wasserhellen Schicht vermag eine zeichnerisch geschickte Hand mit Feder und Ausziehtusche alles und jedes mit Leichtigkeit zu zeichnen, eine Kartenfälsche, die Phasen des Eisrückganges in der Glazialzeit, die Umrisse eines Steinbeiles, den Grundriß eines niedersächsischen Hauses, Architekturformen, Pflanzen, statistische Tabellen, — und dabei sind die Kosten im Verhältnis ganz minimal — und das Lichtbild ist fertig. Natürlich lassen sich auch farbige Tuschen verwenden, wie überhaupt das Lichtbild in der Leichtigkeit, mit der es sich kolorieren läßt, dem Film ein ganzes Stück voraus ist.

Alles in allem verbleiben dem Lichtbilde so viele Aufgaben in der Heimatkunde zu lösen, daß gar nicht angezweifelt werden kann, wenn für lange Zeit noch die größere Bedeutung und die breiteste Verwendungsmöglichkeit zukommt, dem Lichtbild oder dem Film! Erst recht aber verschiebt sich das Verhältnis zugunsten des Lichtbildes, wenn wir fragen: was steht uns denn überhaupt an heimatkundlichen Filmen zur Verfügung? Das ist recht wenig und wird im ganzen zunächst auch wenig bleiben! Denn in der Filmfabrikation ist's wie mit dem Bücher-Verlagsgeschäft. Provinziell eingegrenzte Verlagsvorhaben mit beschränktem Absatzgebiet können erst in zweiter Linie auf Berücksichtigung rechnen. Demgegenüber verfügt der Lichtbilder-Markt über käufliche wie verleihbare recht reiche Bestände, die sich ohne große Schwierigkeiten ergänzen lassen.

Also — und damit kommen wir zum Schluß — Film oder Lichtbild? Nein: aber Film und Lichtbild, wo nämlich reiches Material zu Verfügung stehen. Sonst, wo es nur zu einem von beiden langt, bleiben wir zum Besten unserer so wichtigen heimatkundlichen Belehrung vorerst noch ruhig beim Projektionsapparat und einfachen Lichtbild und versuchen erst einmal alle die Möglichkeiten auszuschöpfen, die diesem gegeben sind. Denn auch überall dort, wo wohl der Film das bessere Anschauungsmittel ist

— Meeresbrandung, Großstadtverkehr, Hafenbetrieb — hat noch das Lichtbild seine Aufgabe im großen und ganzen zur Zufriedenheit erfüllt.

Neue Bücher und Karten.

1. „Plattbüsch Kirchenlieder un plattbüsch Gottesbesinnung“ von Walter Schröder, Pastor in Stettin. — Verlag des Coangel. Preßverbandes, Stettin, Elisabethstraße 69. —

Das kleine Heft mit seinen 45 Liedern ist nach Jahresfrist in zweiter Auflage erschienen. Das ist erfreulich; denn es zeigt, wie das Bedürfnis nach dem Liede in plattdeutscher Sprache allmählich mehr und mehr in die Erscheinung tritt. Freilich, aber nach dem Liede, nicht nur im plattdeutschen Gewande, sondern aus dem Geiste desselben gehoren. Und daß Schröders Lieder das sind, gereicht ihnen zum Lobe und läßt uns die Sammlung gern empfehlen. M. R.

2. Heimatshugarten von Niedron, 6 Stück 5 M. — Zwei Ansichten von Herzingsdorf, je 1 M. — Zeichnungen von R. Koesel, Anklam.

Zwei der oben genannten Karten bringen wir mit Erläuterungen des Künstlers im Originaldruck. Der Leser kann sich also selber ein Urteil bilden, ob ihm die Koeselsche Art gefällt. Koesel zeichnet so, daß nicht die Linie betont wird, sondern auch Licht und Luft zu ihrem Rechte kommen, Dinge, die uns der Impressionismus schätzen gelehrt hat. Damit bekommen insbesondere seine Strandbilder Feinheiten, für die wir dankbar sein können. Wegen des Bezuges wende man sich an den Künstler selber, Zeichenlehrer Koesel-Anklam, oder beziehe durch einen Buchhändler. M. R.

3. W. Pötzler: Niederhächsische Volkskunde. Mit 52 Abbildungen. Vierte Auflage. Hannover, Theod. Schulze, 1922. 124 S. 8.

Ein inhaltreiches, anregendes und für jedermann mit Nutzen zu lesendes Buch, das zurzeit in vierter Auflage vorliegt. „Deutsches Volk und deutsche Heimat über alles in der Welt“ ist der gewiß allen Lesern sympathische Gruß, den der Verfasser seinem Werke vorausschickt. Die Volkskunde, d. i. die Wissenschaft vom Volkstum, teilt er in einen beschreibenden, einen entwicklungs-geschichtlichen und einen geographischen Teil. Sehr dankenswert ist die ausführliche geschichtliche Darstellung der ursprünglichen Bedeutung und allmählichen Verschiebung des Namens Sachsen und der Entstehung des Namens Niedersachsen. Darauf folgen die Kapitel über Körperbeschaffenheit, über die Formen der Siedlung, über das Bauernhaus und andere ländliche Bauten. Bei der Behandlung der Körperbeschaffenheit werden Körpergröße, Schädelform, Gesichtsforn und Augen- und Hautfarbe berücksichtigt. Bezüglich der beiden Kapitel über Siedlungsformen und Bauernhäuser ist hervorzuheben, daß Niedersachsen, wie an Zahl der verschiedenen Haustypen, so auch an Zahl der verschiedenen Siedlungsformen die reichste Landschaft Deutschlands ist. Von den verschiedenen Gestaltungen der Siedlung kommen in Niedersachsen vor der Einzelhof, das Hausendorf, der Rundling, das Plagdorf, das Marisch- und das Waldhufendorf, das Straßendorf und die Pönsolonie. Zahlreiche Pläne, Karten und Abbildungen veranschaulichen die mannigfachen Arten der Siedlung und des Bauernhauses; die Pläne sind z. T. infolge der starken Verkleinerung etwas undeutlich. Unter den Haustypen nimmt das altsächsische oder niederhächsische Haus, das in besonders altertümlichen Beispielen erhalten ist und das nach Pötzlers Ansicht an Schönheit von keiner anderen Hausform übertroffen wird, den weitesten Raum ein. Daneben erscheint das friesische und das mitteldeutsche Haus. Was die Bedeutung des Pferdekopfnamentes betrifft, so schließt sich Pötzler der Meinung derer an, die darin eine Fortsetzung der altsächsischen Sitte erblicken, am Haupte die Schädel von Pferden aufzuhängen. Ob sie dabei das Haupt eines als Opfer tier geschlachteten Pferdes wählten oder ob es sich

im Hinblick auf das heilige Roß Wuotans um einen beliebigen Pferdeschädel handelt, wird sich schwer entscheiden lassen. Zu den mannigfachen Bräuchen, die bei dieser Frage in Betracht kommen, möchte ich auf zweierlei hinweisen. In der Schrift von Franz Wessel (1487—1569) über die ehemaligen Altäre der stralsundischen Marienkirche heißt es u. a.: (in eine Kapelle) heßt h. Hinrich Schwarte od einen perdekop ingeoffert, als he gemeinlich in ander karden od offerde, wobei zu bemerken ist, daß Schwarte, der zu den patrizischen Familien der Stadt Stralsund gehörte, einen Pferdekopf im Wappen führte, wie solches noch jetzt an dem am Alten Rathause befindlichen Handwerkerwahrzeichen, dem sogenannten Pferdekopf, zu sehen ist. Sodann möchte ich darauf hinweisen, daß zu Ueselig auf Rügen im Kälberstall ein Kalbskopf aufgehängt ist, der verhindern soll, daß sich die Kälber den Kopf abdrehen. Ebenso ist in Benzwick auf Rügen im Kuhstall ein Kalbskopf aufgehängt und ein grünes Schloß daran befestigt, was bewirken soll, daß die Kälber nicht geschloß werden oder sich den Hals umdrehen (Haas: Rüg. Sagen, 6. Auflage Nr. 144). Den Schluß des Pötzlerschen Werkes bildet ein Kapitel über andere ländliche Bauten, Scheunen und Speicher, Backhäuser, Eisteller und Windmühlen. Darauf folgen Anmerkungen und Hinweise auf die literarischen Quellen, die recht erschöpfend mitgeteilt werden. Leider fehlt ein Namen- und Sachregister. A. Haas.

4. E. Gülzow: Ernst Moritz Arndt und Stralsund. Mit einer Bilde des Stralsunder Arndtdenkmales. Stralsund, Kgl. Reg. Buchdruckerei, 1922. 162 S. 8.

Ein inhaltreiches Werk, das nicht nur allen Arndtfreunden und -verehrrern, sondern auch allen Liebhabern neuvorpommerscher Heimat- und Familiengeschichte reichen Stoff darbietet. Soweit es möglich ist, kommt Arndt selbst zu Worte, indem die einschlägigen Stellen aus seinen Werken und Schriften und insbesondere die in Betracht kommenden Briefe wörtlich zitiert werden. Den verbindenden Zusammenhang stellt der Herausgeber her, und zwar in so geschickter Weise, daß der Leser trotz der vielen Unterbrechungen der eigentlichen Lebensbeschreibung Arndts und trotz der vielen Exkurse niemals den Ueberblick verliert. So begleiten wir Arndt von seiner frühesten Jugend an sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem Abscheiden. Arndt hat, wie kaum ein anderer, an seiner rügenschen und vorpommerschen Heimat gehalten und hat diese Anhänglichkeit mit treuem Herzen bis zum letzten Atemzuge bewahrt. Die Zahl der Personen, zu denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, war eine außerordentlich große, und da Arndt ein fleißiger Briefschreiber war, so sind diese Beziehungen von ihm auch aus der Ferne stets mit außerordentlicher Liebe gepflegt worden. Im örtlichen Mittelpunkt all dieser Beziehungen aber stand die Stadt Stralsund, in der er 1787—1789 als Schreiber und 1806 als Mitarbeiter bei der schwedischen Regierung längere Zeit gewirkt und inzwischen auf zahlreichen Reisen vorübergehenden Aufenthalt gehabt hatte. Viele Namen, wie Furchau, Israel, Reinko, Grümbke, Kruse, Fabricius, bezeugen das innige persönliche Verhältnis Arndts zu der Stadt am Sund. Dadurch, daß der Herausgeber diesen persönlichen Beziehungen in enger, rastloser Kleinarbeit nachgeht, schafft er ein Mosaikbild, das den Eindruck einer vollständigen Biographie hinterläßt. Neben den mannigfachen biographischen Nachrichten über stralsundische und vorpommersche Persönlichkeiten und Familien wird besonders ausführlich behandelt das Verhältnis Arndts zu einzelnen hervorragenden Männern der Stadt, wie Lappe, Weigel (Kap. 10), Nizze, Kruse, Zober (Kap. 15), Schill (Kap. 16). Den Schluß bildet ein Kapitel über „Arndts Andenken in Stralsund“, worin die Einweihung des Stralsunder Arndtdenkmales am 2. September 1900 in lebhaften Farben geschildert wird.

Unter der im Laufe der letzten 15 Jahre stark vermehrten Arndtliteratur wird das neue Werk von Gülzow einen ehrenvollen Platz einnehmen. Es sei allen Freunden pommerscher Heimatkunde aufs wärmste empfohlen! A. Haas.